Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 171 (1892)

Artikel: Die Jungrau von Orleans
Autor: Kessler, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374072

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Jungfrau von Orleans.

Erzählung von Adolf Keßler.

1. Kapitel. Das fremde Kind.

Zwanzig Jahre sind verflossen seit dem deutsch-französischen Kriege. Die Wellen, welche dieses große Ereigniß erregte, berührten auch unsere Schweiz. Die eidgenössischen Truppen waren an die Landesmark gezogen, um dieselbe im Nothfalle mit ihrem Herzblute gegen fremde Eindringlinge zu schirmen. Gerne erzählen uns die Männer, die damals mit dabeigewesen, von den Erlebnissen jener Tage. Die Bourbaki'sche Armee wurde auf Schweizerboden gedrängt, entwaffnet und, weil des Aeußersten bedürftig, in den Städten und Flecken unseres Vaterlandes wochenlang genährt und gepflegt. In Frankreich war die Noth groß. Hunderte von Kindern hatten im Kriege ihre Väter und Ernährer verloren und sahen sich, wenn nicht Hülfe kam, dem bittersten Mangel preisgegeben. Auch hier schafften mildthätige Schweizerherzen Linderung. Hunderte dieser armen Kinder zogen in die Schweiz ein und fanden hier während Monaten und Jahren in edlen Familien Unterkunft.

Es war im Monat Januar des Jahres 1871. Nach einem kalten Tage war gegen Abend der Wind plötzlich umgesprungen und brachte neuen Schnee. Dicht legten sich die Flocken auf Straße und Pfad, so daß die Bewohner des kleinen Städtchens Burghausen mit Einbruch der Nacht die Fensterläden schlossen und sich im warmen Stübchen beim trauten Schimmer der Lampe noch einmal so wohl und behaglich fühlten.

Der große Rathhaussaal war hell beleuchtet und der Amtsdiener eifrig beschäftigt, den alterthümlichen Kachelofen, der jetzt schon eine wohlthuende Wärme ausstrahlte, noch stärker zu heizen.

„Sie werden wohl frieren, die armen Kinderlein, wenn sie mit dem Neunuhrzuge anlangen. Es ist eine weite Reise von Frankreich hieher und besonders bei der Jahreszeit", meinte er und schob noch eine mächtige dürre Reiswelle in die Flammen.

Es wurde neun Uhr, und die Ersehnten langten wirklich an. In Begleitung des Stadtrathes erschien ein Trüppchen von elf bleichen, magern Kindern im Alter von vier bis zwölf Jahren. Man hatte sie heute in der Frühe, als noch tiefe Nacht auf der Erde lag, in Belfort eingeladen, um sie direkt hieher nach Burghausen zu senden, wo sich einige Familienväter bereit erklärt hatten, an den armen Waislein Vater- und Mutterstelle zu vertreten. An verschiedenen Bahnhöfen hatte man ihnen warme Suppe und in Olten sogar jedem ein Gläschen Wein gereicht. Müde und schlaftrunken lehnten sie im Wagen neben einander, bis Burghausen, ihr Bestimmungsort, erreicht war und der freundliche Kondukteur sie aussteigen hieß. Willig folgten sie den Herren Stadträthen durch die Straßen und athmeten fröhlich auf, als sie im warmen Saale anlangten. Eine Gruppe von Bewohnern Burghausens hatte sich dem Zuge angeschlossen, darunter die Väter und Mütter, welche eines der verlassenen Kinder anzunehmen gedachten. Bald war der große Saal gedrängt voll von Neugierigen, welche die Kinder betrachteten, die auf der langen Bank längs der Wand Platz genommen hatten und mit ihren klaren Aeuglein schauten, was nun mit ihnen geschehen werde. Jedes trug in einem Bündelein seine wenigen Habseligkeiten bei sich. Hunger und Entbehrung sprachen aus den bleichen, hagern Gesichtchen und sagten mehr als eine lange Erzählung, was sie während einiger Monate an Schlimmem erduldet. Ein kleines, kaum vierjähriges Mädchen, das Jüngste unter Allen, mußte von der weiten Reise stark ermüdet sein. Es lehnte sich an ein größeres Mädchen und schlief bald ein.

Der Stadtammann zog nun ein Couvert aus der Tasche und entfaltete ein Schreiben, das ihm heute Morgen durch die Post zugekommen war und welches ein von der zuständigen französischen Behörde ausgefertigtes Verzeichniß der nach Burghausen gesandten Kinder enthielt, mit deren nothwendigsten Personalien über Alter und Wohnort. „Camille Rouget!" rief der Stadtammann.

Ein hoch aufgeschossener Junge im Alter von zehn Jahren trat vor und lächelte innig, als ihm der freundliche Herr Muth einsprach und die bleichen Wangen streichelte.

„Den will ich; er paßt prächtig zu meinem Fritz und zu meinem Jakob", sagte Herr Ehrsam, der Kaufmann zum goldenen Regenbogen und reichte dem Knaben die Hand, der sich sogleich zutraulich an ihn anschloß. Der Stadtammann notirte das in die Liste.

„Marguerite Bidage!" Die Gerufene trat vor und wurde Herrn Emanuel Reifbinder, einem begüterten Küfermeister zur Erziehung übergeben.

„François Devillier!" Ein kleiner, drolliger Knirps trat vor und begrüßte Herrn Apotheker Rengger, bei dem er Unterkunft finden sollte, mit freundlichem Handschlag.

So ging es fort und bevor ein Viertelstündchen verflossen war, hatten alle zehn Kinder, die im Ver-

zeichnisse aufgeführt waren, ferne von ihrem Vaterlande ein neues, trautes Heim gefunden.

Nur das Jüngste, das ruhig schlief, war noch übrig. Die Wärme, die in dem Saale herrschte, hatte seine Wangen geröthet. Es wußte nicht, daß von ihm in dem Verzeichnisse keine Rede war.

„Nun was ist denn mit dem kleinsten hier? Von dem ist ja nirgends etwas zu lesen.“ Der Stadtammann durchging das Schriftstück noch einmal von oben bis unten. Man hatte sich in Burghausen anerboten, zehn arme Franzosenkinder aufzunehmen und zehn hatte man auch hieher gewiesen. So stand in dem Schriftstücke zu lesen. Was war es nun aber mit dem elften?

„Wie heißt das Kleine da?“ wandte sich Herr Tuchroller, der Stadtammann, an die andern Kinder. Diese schüttelten verwundert die Köpfe. Keines wollte Bescheid wissen. Endlich sagte Marguerite Bidage: „Das ist Cecile. Woher sie ist, wissen wir nicht. In Orleans waren unser zweihundert Kinder beisammen. Da war Cecile schon dabei. Sie weinte immer nach Papa und Mama. Ich tröstete sie und sie schloß sich an mich an. Als wir nach Belfort kamen, verließ sie mich nie. Man zählte uns gestern Abend, und als wir im Eisenbahnwagen waren und der Mann sich wieder entfernt hatte, der uns nach unsern Namen befragt, gleich war auch Cecile wieder da und bat, bei mir bleiben zu dürfen. So nahm ich sie denn gleich mit.“

Die Umstehenden lachten über die drollige Erzählung des Mädchens, die ihnen von Herrn Tuchroller sogleich übersetzt worden war.

„Woher ist denn aber Cecile und wie ist ihr Familienname? fragte er weiter.

„Das weiß Cecile nicht mehr. Sie ist erst vier Jahre alt und kann noch nicht gut reden. In Orleans haben wir sie zum ersten Mal gesehen“, sagte Marguerite Bidage.

„Ja, ja in Orleans“, bekräftigten die andern Kinder. „Also Cecile von Orleans!“ lächelte der Stadtammann. „Was ist da zu machen?“ wandte er sich an die vier andern Herren Stadträthe.

„Welch ein liebes, schönes Kindchen!“ sagten die Leute zu einander, als Cecile die Aeuglein aufschlug und verwundert umherschaute, wo sie sich eigentlich befinde.

„Gebt mir das Kind“, ertönte eine Stimme. Man schaute sich um.

„Ihr wollt es, Meister Goldmann? Nehmt es hin und erzieht es zu einer wackern Jungfrau von Orleans!“

Meister Goldmann war ein Schmiedemeister der Stadt und wegen seiner Rechtlichkeit und Sparsamkeit, aber auch wegen seines heitern Gemüthes allorts beliebt. Er trat vor und nahm Cecile von Orleans, wie sie von den Anwesenden scherzhafter Weise genannt wurde, auf den Arm. Das Kind schaute dem kräftigen, breitschultrigen Mann mit dem dichten, braunen Vollbarte, der geschwärzt und im Schurzfell vor ihm stand, einen Augenblick in die hellen, blauen Augen. Es mußte ihm daraus Liebe und Wohlwollen entgegenblicken; denn es lächelte, schlang seine Aermlein um den Nacken seines Pflegevaters und lehnte sich zutraulich an seine geschwärzte Wange. Zwei Minuten, bis der Stadtammann seine Eintragungen vollendet, und es schlief so ruhig, als befinde es sich daheim bei seinen Eltern und nicht über hundert Stunden weit von dem Orte entfernt, wo ihm zuerst Mutterliebe gelacht und treue Vatersorge an seiner Wiege gestanden.

Noch einmal verlas Herr Tuchroller das Verzeichniß. Dann kehrten die Familienväter mit ihren jungen, fremden Pfleglingen nach Hause zurück, wo sie allorts mit Jubel empfangen wurden. Die Mütter hatten ein gutes Nachtessen bereit gemacht und die Kinder thaten ihr Möglichstes, den Fremdlingen durch Vorzeigen von Spielsachen und Bilderbüchern zu beweisen, wie sehr sie sich freuen, so unerwartet schnell gute Kameradschaft erhalten zu haben.

Meister Goldmann schritt mit der schlafenden Cecile so rasch ihn seine Füße trugen durch den Schnee und erreichte bald sein Haus, das einige Schritte außer dem ehemaligen Stadtthore an der Landstraße lag. Durch eine Ritze des Fensterladens schimmerte ihm noch Licht entgegen.

„Wie sich Marie freuen wird, wenn ich ihr das kleine Stümperle zeigen werde!“ sprach er zu sich selbst und drückte das Kind zum Schutze gegen einen rauhen Windstoß etwas fester an sich.

Dreimal ließ er den schweren eisernen Klopfer an der Hausthüre niederfallen. Droben verschwand das Licht und Marie kam, um ihrem Mann zu öffnen. Als sie die Thüre aufmachte, verlöschte ihr ein Luftzug das Licht.

„Gut, daß du kommst, Carl, es hat schon zehn Uhr geschlagen“, sagte sie, indem sie die Hausthüre wieder schloß. „Wie ist es denn mit den armen Kinderlein gegangen?“ Der Schmied kicherte leise und selbstzufrieden in sich hinein. Er wollte Marie überraschen.

„Nun, gut ist es gegangen; es sind Alle versorgt!“ gab er ihr zur Antwort.

„Wie mich das freut! Es gibt immer noch gute Menschen“, sagte Marie und rieb an der Mauer ein Zündhölzchen an, um die Kerze wieder anzuzünden.

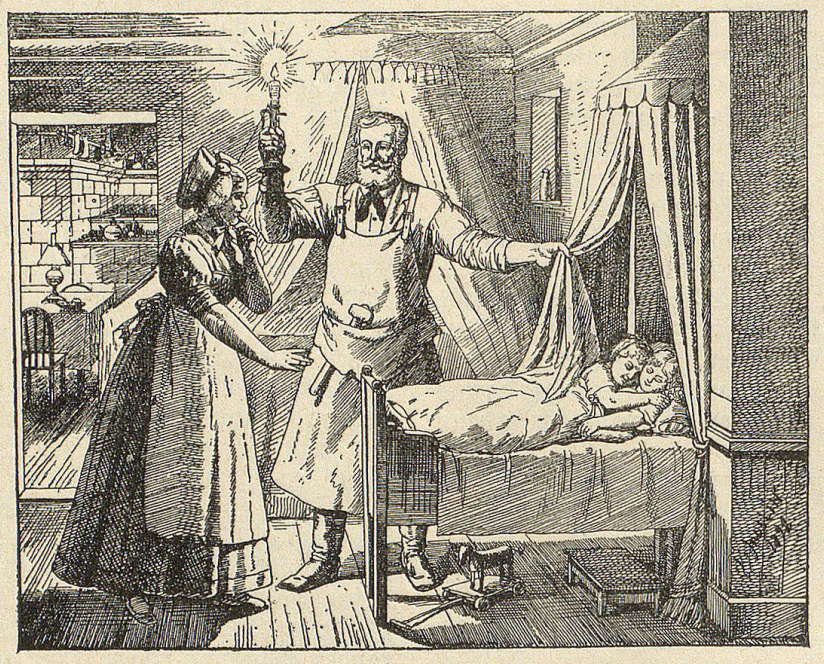
Meister Goldmann war unterdessen leise die Treppe hinaufgeeilt, und durch die Stube in die

Nebenkammer getreten, wo er die rosige, kleine Cecile rasch neben den kleinen vierjährigen Hans legte, der in seinem warmen Bettchen ruhig schlief. Cecile erwachte nicht; die Anstrengungen der letzten Tage waren zu groß gewesen.

Als Marie in die Stube trat, saß Carl am Tische und zündete die Lampe an. Dann schenkte er sich aus einem Kruge, der auf einem Tischchen beim Ofen stand, noch ein Glas Most ein.

„Gottlob, daß alle Kinderchen versorgt sind!" sagte Marie und nahm ihre Strickarbeit wieder vor.

„Herr Ehrsam zum goldenen Regenbogen wählte sich einen Knaben, ebenso Herr Apotheker Rengger. Ein sehr beredtes Mädchen hat sich Küfermeister Reifbinder ausgewählt; auch Herr Stadtrath Knonauer wollte nicht zurückbleiben", so erzählte Meister Goldmann seiner Frau und fuhr dann fort: „Nun denke dir aber, Marie, anstatt der erwarteten zehn Kinder, die aus Frankreich mit Name und Herkunft unserer Behörde avisirt waren, sind deren elf eingetroffen, als Elftes ein noch nicht vier Jahre altes, aber herziges Stümperlein, das man nicht genug anschauen konnte, so roth glänzten seine Bäcklein. Niemand wollte wissen, woher es sei; es selbst kann nur sagen, daß es Cecile heiße, wo es aber zu Hause war und wer seine Eltern sind, weiß es nicht anzugeben. O Marie, ich wollte du hättest das Kindchen gesehen!"



Das Knäblein hatte im Schlafe den Arm um den Hals des kleinen Fremdlings geschlungen.

„Was will man nun aber mit dem armen Tröpflein anfangen?"

„Ja, da war guter Rath theuer. Es war im Verzeichniß nicht aufgeführt und muß deßhalb morgen wieder nach Belfort zurück und von dort nach Orleans, wo es zu den übrigen Kindern gekommen."

„Aber Carl, man wird doch nicht so hartherzig sein! Wir haben zwar nur, was wir täglich mit unserer Hände Arbeit verdienen; aber morgen schon in der Frühe gehst du hin und holst das Kindchen. Es ist ja im gleichen Alter wie unser Hans."

Freudig leuchtete es über das Gesicht des Schmiedes. Er hatte die Herzensgüte seiner Marie nicht verkannt.

„Ist es dir wirklich ernst mit deinen Worten, Marie?"

„Gewiß."

„Nun, so komme mit mir."

Er zündete das Kerzenlicht an, schritt seiner Frau voran in das Nebenzimmer und führte sie zu dem Bettchen, in welchem die kleine Cecile von Orleans frisch und rosig neben dem kleinen Hans schlummerte. Das Knäblein hatte im Schlafe den Arm um den Hals des kleinen Fremdlings geschlungen, gleich als wollte es andeuten, wie unzertrennlich sie in Zukunft sein wollen. Still und friedlich lagen die Beiden.

Ein Engel zog leise durch das Gemach.

Als Carl seine Gattin anschaute, da sah er, wie eine Thräne ihrem Auge entquillte.

„Wir wollen dem armen Wesen Vater und Mutter sein", sagte Meister Goldmann.

Die beiden reichten sich die Hand.

„Nehmet die kleine Cecile und erzieht sie zu einer wackern Jungfrau von Orleans, so sagte mir der Herr Stadtammann, als er mir das Kind übergab."

„Wir wollen es thun, Carl", sprach Marie und lächelte über das Wortspiel, das in ihr Erinnerungen an Schillers „Jungfrau von Orleans" wachrief, welches Schauspiel sie vor einigen Jahren auf ihrer Hochzeitsreise in München hatte aufführen sehen.

Noch lange sprachen die Beiden mit einander, bis der Schlag der Mitternachtsstunde endlich auch sie zur Ruhe mahnte.

2. Kapitel. Die Jungfrau von Orleans.

Wie sich der kleine Hans freute, als er am nächsten Morgen Cecile erblickte! Das war es, was er sich

schon längst gewünscht hatte. Es war lustig zuzuhören, mit welchem Eifer er sich bemühte, seiner Freundin die Namen seiner Spielsachen in deutscher Sprache beizubringen und wie gemüthlich er lachte, wenn ihre noch etwas unbeholfene Zunge die vorgesprochenen Wörter nur halb hervorbrachte. Frohes Leben herrschte von nun an alle Tage in der Schmiede außer dem Thore.

Oftmals, wenn Hans und Cecile Hand in Hand verschlungen neben Meister Goldmann an der Esse standen und ihm zusahen, wie er das Eisen glühte und dann auf dem Ambos formte und hämmerte, daß die hellen Funken stoben, ließ er seine Blicke sinnend auf dem kleinen Franzosenmädchen ruhen. Sollte es vielleicht später doch noch gelingen, dessen Herkunft zu erforschen? Und dann? Ihm bangte vor dem Gedanken, das Wesen, das er liebte wie sein eigenes Kind, wieder ziehen lassen zu müssen.

Bis jetzt waren alle Bemühungen, über Ceciles Herkunft etwas zu erfahren, vollständig erfolglos geblieben. Als Marie am ersten Morgen das Kindchen neu kleidete, fand sie auf den abgelegten Kleidungsstücken den Buchstaben C. eingestickt. Ein kleines, goldenes Medaillon, das Cecile an einer Seidenschnur unter dem Kleidchen getragen, zeigte auf einer Seite ebenfalls ein C., auf der andern aber ein gar seltsames Wappen, einen See, über dem ein Aar schwebte und aus der Höhe ein Ringlein, das er vermuthlich im Schnabel getragen, in die Fluth niederfallen ließ. Verwundert zeigte Marie den sonderbaren Schmuck ihrem Gatten, welcher sagte: „Wenn irgend etwas im Stande ist, uns auf eine Spur zu führen, wer die Eltern unseres Pfleglings sind, so ist es dieses Medaillon." Er begab sich schon am gleichen Morgen zu Herrn Stadtammann Tuchroller, welcher ihn mit Aufmerksamkeit anhörte und dann sprach: „Ganz recht, Meister Goldmann. Es ist unsere Pflicht, Nachforschungen anzustellen. Jedenfalls ist Cecile auf ganz sonderbare Weise zu den andern Kindern gekommen und ihre Eltern, wenn sie noch leben, sinnen vielleicht Tag und Nacht nach, wohin ihr Liebling gekommen." — Man schrieb wiederholt nach Belfort und Orleans. Wochen und Monate vergingen. Endlich langte Antwort an. Niemand wollte etwas von einem vierjährigen Mädchen Namens Cecile wissen, das verloren gegangen, niemand ein Wappen kennen, das demjenigen auf dem Medaillon entsprach. Die Behörde von Orleans schrieb sogar, man werde es bezüglich letzterem weniger mit einem wirklichen Wappen als mit einem Bilde zu thun haben, von der Phantasie eines Graveurs geschaffen. Dabei blieb es. Meister Goldmann hatte sein Möglichstes gethan, die wahren Eltern ausfindig zu machen. „Gottlob, Marie, wir dürfen das Kind behalten", sagte er, nachdem der letzte Brief von Orleans eingetroffen. Von nun an gewöhnten sie sich, Cecile vollständig als ihr eigen zu betrachten.

Ein halbes Jahr war vergangen. Schon begann der Herbst die Blätter der Bäume zu färben. Die Schwalben machten sich zur Abreise bereit. Da traten denn auch die Kinder, welche im Januar in Burghausen eingetroffen waren, wieder im Rathhaussaale zusammen, um heute mit dem ersten Zuge wieder nach Frankreich zurückzukehren. Friede herrschte wieder im Lande und die Kinder selber sehnten sich, ihre Heimat wiederzusehen. Wie gesund und kräftig sie Alle aussahen, mit rothen Wangen, vom Kopf bis zum Fuß neu gekleidet!

Wieder griff der Stadtammann zum Verzeichnisse, um Appell zu halten. Sie Alle waren da, an der Hand ihrer Wohlthäter, umringt von ihren Schulkameraden und Gespielen. Auch Meister Goldmann hatte sich eingestellt, um den Abschied mit anzusehen; an der einen Hand hielt er seinen Hans, an der andern Cecile.

„Nun vorwärts!" rief der Stadtammann. Nun ging es an ein Abschiednehmen. Thränen flossen in Menge. Die Kinder konnten sich kaum von einander trennen; sie hatten einander in der Schule und auf dem Spielplatze recht lieb gewonnen und der Abschied ging ihnen deßhalb schwer.

„Juheh, der Herr Stadtammann wird uns bis Belfort und wenn es sein muß, bis nach Orleans begleiten!" rief der lange Camille Rouget unter Thränen, indem er seine Freunde Fritz und Jakob wiederholt umarmte. Er hatte bei Herrn Ehrsam zum goldenen Regenbogen glückliche Stunden verlebt.

François Devillier war bei der guten Küche des Apothekers nicht größer, wohl aber noch runder und dicker geworden. Lustig schwang er eine Düte mit Bonbons und drückte jedem Schulkameraden herzlich die Hand.

Marguerite Bidage trat zu Cecile.

„Adieu Cecile!" riefen die Kinder.

„Cecile von Orleans bleibt da!" rief die Jugend von Burghausen.

Noch ein letztes Drücken der Hände, und der Zug bewegte sich zum Bahnhofe und dann ging es nach Westen, Frankreich, der Heimat entgegen.

Wie leid hätte es Meister Goldmann gethan, wäre auch Cecile mit den Andern gezogen! Als er mit seinen beiden Lieblingen nach Hause kam, schloß Marie die Kinder frohlockend in die Arme.

„Mutter, Cecile geht nicht fort, bleibt immer da, bei dir, Vater und Hans!" sagte das Kind. Es fühlte, welche Liebe man ihm hier entgegenbrachte.

Nach zwölf Tagen kehrte Herr Stadtammann Tuchroller zurück, mit vielen Grüßen und den innigsten Dankesbezeugungen von Seite der Kinder, die auch daheim wieder mit Jubel empfangen worden waren. Auch seine persönlichen Nachforschungen nach der Herkunft Ceciles waren in Belfort und Orleans ohne jeglichen Erfolg geblieben. Jahre vergingen. Hans und Cecile besuchten die Schule. Letztere schrieb sich Cecile Goldmann. Von den Leuten wurde sie Cecile von Orleans genannt. Sie war ein stilles, ruhiges Wesen und deßhalb überall wohl gelitten und von ihren Pflegeeltern geliebt. Die Schuljahre verflogen, und als Jungfrau von Orleans, herrlich gewachsen, sittsam, fleißig und munter, waltete sie in der Schmiede beim Thore an der Seite Maries. Hans schien die mächtige Gestalt von seinem Vater ererbt zu haben. Wie ein Hüne stand er am Ambos und von Morgens früh bis Abends spät hörte man das Klingen des Eisens unter seinem wuchtigen Hammer. Er hatte eine vierjährige Lehrzeit bei seinem Vater gut bestanden und war nun 21 Jahre alt geworden. Morgens sollte er in die Fremde gehen. Gemüthlich saß die Familie an diesem Abende bei einem Gläschen Wein beisammen. Vater Goldmann schien etwas vorzuhaben; denn einige Mal zuckte ein mühsam verhaltenes Lächeln über sein Gesicht. Er trat zum Schranke, der seine kleine Bibliothek enthielt und griff nach Uhlands Gedichten, die er sich einst als Geselle in der Fremde gekauft und nach Hause gebracht hatte. Weil Uhland so Vieles und Schönes vom Schmiedehandwerk zu sagen weiß, war er Vater Goldmanns Lieblingsschriftsteller. Neugierig schauten Alle, was es nun wohl geben werde. Der Vater blätterte eine Weile in dem Buche, dann schob er es Cecile hin mit den Worten: „Da, lies uns dieses Gedicht vor." Arglos begann sie:

„Ich hör' meinen Schatz,
Den Hammer er schwinget, das rauschet, das klinget,
Das dringt in die Weite wie Glockengeläute
Durch Gassen und Platz."

Beglückt schauten Hans und Cecile zu den Eltern empor. Dann reichten sie sich die Hand zum Verlöbnisse.

Cecile erröthete über und über und wollte innehalten. Ihr ganzes Geheimniß war entdeckt. „Nur vorwärts, das Lied hat noch eine zweite Strophe. Wenn's nicht geht, so will ich sie lesen:

„Am schwarzen Kamin,
Da sitzet mein Lieber, doch geh' ich vorüber,
Die Bälge dann sausen, die Flammen aufbrausen
Und lodern um ihn."

Auch Hans war mit einem dunkeln Roth bedeckt. Beide schauten verlegen zu Boden. „Nicht wahr, Kinder, Uhland weiß die Sache schön zu schildern? Meint ihr denn, ich habe nicht längst bemerkt, wie es zwischen euch steht und daß keines heraus will mit der Sprache. Das muß nun aufhören."

Beglückt schauten Hans und Cecile zu den Eltern empor. Dann reichten sie sich die Hand zum Verlöbnisse.

„Hans, du ziehst morgen in die Fremde. Du weißt nun, an wen du in fernen Landen nebst Vater und Mutter zu denken hast. Kehre brav und unverdorben zurück. Gott sei mit dir!"

Feierliches Schweigen herrschte für einen Augenblick. Am Morgen, als Frühlingssonnenschein um die Thürme Burghausens spielte, zog Hans Goldmann hinaus in die Fremde, beglückt von dem Gedanken, daß Cecile, Vater und Mutter zu jeder Stunde an ihn denken werden.

3. Kapitel. Licht.

Hans Goldmann überschritt die Schweizergrenze und zog hinein nach Frankreich. In mehreren Dörfern und Städten fand er Arbeit; aber nirgends behagte es ihm lange, die Arbeit die er bekam war nicht so wie er sie wünschte. Als er eines Abends müde und matt von der Reise in einem Dorfe unweit Troyes

in der Herberge einkehrte, hörte er, wie am andern Tische zwei Handwerksburschen, die sich scheints hier nach langer Trennung unerwartet getroffen, sich lebhaft über die Schweiz unterhielten, deren gutherzige Bewohner sie in ihrem Leben nie vergessen werden. Er wurde aufmerksam, und als er gar den Namen seiner Vaterstadt Burghausen nennen hörte, da schaute er sich seine Leute näher an. Der eine war ein dürrer, hochaufgeschossener Geselle, der andere, dem ein sonderbar gestutzter Bocksbart ein komisches Aussehen verlieh, eine kurze, untersetzte Gestalt. Er trat auf die Beiden zu. Ein Augenblick genügte, sich gegenseitig vorzustellen und sich auch als alte Freunde zu erkennen. Hans Goldmann konnte sich noch lebhaft des Morgens erinnern, da die Franzosenkinder von Burghausen Abschied genommen hatten. Die Beiden waren dabei gewesen, Camille Rouget und François Devillier. Hei, wie nun die Gläser lustig zusammenschollen und wie nun Schmied, Kaminfeger und der kleine François als Schuster, neuerdings Brüderschaft tranken. Da ging es an ein Erzählen; ganz Burghausen vom Herrn Stadtammann bis hinunter zum Nachtwächter wurde besprochen.

„Und die kleine Cecile von Orleans, welche in euerm Hause Aufnahme gefunden? Weilt sie noch immer bei euch?" fragte Camille Rouget.

„Sie ist meine Braut!"

„Bravo, bravo!" riefen die beiden Freunde. „Wirth, noch einen Liter vom Bessern. Cecile von Orleans soll leben!"

Wieder klangen die Gläser zusammen.

Am andern Morgen ging es gemeinsam weiter. Doch nur einige Tage dauerte es, und sie mußten sich wieder trennen. Innig drückten sich die Drei die Hände, gaben einander die Adressen, um sich später fleißig zu schreiben. Noch ein letztes Wehen der Tücher, und Hans war wieder allein. Wie wohl hatte es ihm gethan, ein fremder Mann in fremdem Lande, so unerwartet von Burghausen, den Eltern und von Cecile plaudern zu können. Alles Heimweh war verschwunden. Getrost zog er weiter, der Bretagne zu, wo, wie er vernommen, gutbezahlte Arbeit und namentlich für Hufschmiede viel zu lernen sein solle.

St. Malo war erreicht. In der größten Schmiede daselbst fand er sogleich lohnende Arbeit. Das Leben in dieser Küstenstadt behagte ihm, und in jedem Briefe nach Hause betonte er, wie gerne er hier weile. Ein Herr D'Auvignan, der in der Nähe von St. Malo eines der größten Landgüter, einen Edelsitz, bewohnte, kam öfters in die Schmiede, in der Hans arbeitete, um seine vier Rappen beschlagen zu lassen. Er war ein hochgewachsener Mann in den Sechszigen. Der Schnee des Alters hatte sich schon auf seine Haare gelegt; dennoch schritt er so rüstig und aufrecht, in so keck militärischer Haltung, daß er Jedem imponirte, der ihn sah. Selten trat ein Lächeln auf seine Züge; ernst und gemessen gab er jedes Mal seine Aufträge.

„Ein reicher Mann, dieser Herr D'Auvignan?" fragte Hans eines Tages seinen Nebengesellen, der aus St. Malo gebürtig und mit allen Verhältnissen bekannt war.

„Gewiß", gab dieser zur Antwort, „er gilt als der reichste Mann der ganzen Bretagne. Sein Adel ist alt. Seine Mildthätigkeit ist bekannt. Er könnte haben, was nur sein Herze wünscht. Doch ist er seines Lebens niemals froh. Schwere Schicksalsschläge haben ihn und seine Gattin heimgesucht."

„Der reiche und doch so arme Mann!" sagte Hans im Tone des aufrichtigsten Bedauerns.

„Gewiß", fuhr der Freund fort, „ist die Familie D'Auvignan zu bedauern. Vor Jahren, als Herr D'Auvignan im großen Kriege gegen die Deutschen kämpfte, verlor er eines seiner Kinder, ein Mädchen. Alle Nachforschungen, wohin es gekommen, blieben erfolglos. Sein einziger Sohn, der ihm noch geblieben, der junge Herr D'Auvignan, führte ein unordentliches Leben, beging ein gemeines Verbrechen und treibt sich landesflüchtig umher. Schlechte Kameraden sollen ihn beim Militär auf den Weg des Verderbens geführt haben. Von Zeit zu Zeit soll er sich unter dem schützenden Mantel der Nacht seinem heimatlichen Schlosse wieder nähern, um von seiner Mutter, die ihr einziges Kind, das ihr geblieben, nicht verlassen kann, Geld zu erpressen. Doch vor seinem Vater darf er sich nicht sehen lassen, dieser hat ihn verstoßen. Begreifst du nun, daß der Schmerz um seine zwei verlornen Kinder seine Haare gebleicht und seinen Zügen den Ausdruck tiefsten Seelenschmerzes eingeprägt hat?"

„Holla, Hans!" rief in diesem Augenblicke der Meister, „halte mir da den Schimmel. Ein widerspenstigeres Thier als dieser Hengst, den sich Mathieu Lougeret, der Fuhrmann, letzthin von einem Juden gekauft hat, ist mir noch nie in die Schmiede gekommen. Bei Gott, Claude und ich können den Racker unmöglich bändigen. Schnell, schnell!"

Hans eilte zu Hilfe. Schnell brachte er das Pferd zum Stehen, die Hufe wurden ausgebrannt, und als das Thier sah, daß es gegen Hans, der es fest in den Nüstern gefaßt hatte, nichts ausrichten könne, ergab es sich und konnte gut beschlagen werden.

Damit war auch das Gespräch vergessen, das Hans vorhin mit seinem Nebengesellen geführt hatte.

Wenige Tage darauf kam ein Knecht aus dem Schlosse D'Auvignan in die Schmiede, um im Auftrage seines Herrn den Meister oder einen der Gesellen zu ersuchen, ihm sogleich zu folgen, da eines der Pferde sich einen Nagel in den Huf getreten habe. Schnell packte Hans sein Handwerksgeschirr zusammen, warf sich rasch in bessere Kleider und bestieg das Cabriolet, das ihn in Eile nach dem ungefähr eine Stunde von St. Malo entfernten Edelsitze D'Auvignan trug. Hans Goldmann hatte den Nagel rasch herausgezogen und konnte Herrn D'Auvignan versichern, daß das Pferd in zwei bis drei Tagen wieder vollständig hergestellt sein werde. Erfreut lud dieser den jungen im Schweizer ein, Schlosse ein Glas Wein zu trinken. Hans folgte der Einladung. Herr D'Auvignan führte ihn über den Hof eine steinerne Treppe aufwärts in einen großen Saal und gab einem Diener den Befehl, für den Schmied eine kleine Erfrischung bereit zu machen.

Eben trat ein Bote mit Briefen ein. Herr D'Auvignan entschuldigte sich und bat Hans, sich's recht wohl schmecken zu lassen. Dann entfernte er sich.

Als Hans so allein war, hatte er Muße, sich die Einrichtung des alterthümlich ausgestatteten Saales in Augenschein zu nehmen. Was ihm besonders auffiel, das war das sonderbare Wappen, das er an der Decke, an den Säulen angebracht und auch auf dem silbernen Löffel und dem fein polirten Zinnteller eingravirt sah, den der Diener vor ihn auf den Tisch setzte. Wie bekannt ihm dieses Wappen vorkam! Diesen See mit dem darüber hinschwebenden Aar, der aus der Höhe ein Ringlein in die Fluth niederfallen ließ, hatte er schon gesehen. Wie sehr er aber sein Gedächtniß anstrengte, er konnte sich nicht sagen, wo ihm dieses Bild schon vorgekommen. Der Gedanke hieran beschäftigte ihn noch Tage lang bei seiner Arbeit, ohne daß er jedoch zu einem Ziele gekommen wäre. So verging ein Jahr. Er war beim Meister wohlgelitten und konnte ein schönes Stück Geld als Ersparniß auf die Seite legen. Noch öfters war er nach dem Schlosse D'Auvignan gekommen, und der Besitzer desselben setzte in den jungen Schmied sein größtes Vertrauen.

Auf einmal wurde Hans durch eine Schreckensnachricht nach Hause gerufen. Die Schmiede vor dem Thore, das Besitzthum seines Vaters, war durch böswillige Hand in Asche gelegt worden. Vater Goldmann war alles dessen beraubt, was er sich durch zwanzigjährige harte Arbeit erworben. Er hatte einem vagabundirenden Scheerenschleifer und dessen Kompagnon, ebenfalls einem Franzosen und wie es schien sehr heruntergekommenen Gesellen, Obdach in der neben dem Hause stehenden Scheune gewährt. Die Beiden hatten während des Tages gehörig gezecht und waren am Abend schwer betrunken zurückgekehrt. Als Vater Goldmann vor Schlafengehen Nachschau hielt, lag der Scheerenschleifer schnarchend im Heu. Sein Gefährte, der sich Pierre nannte, war noch wach und rauchte gemüthlich ein Cigarrenstümpchen, das jeden Augenblick seinen Lippen entfallen, in das Heu dringen und Alles in Flammen setzen konnte. In gerechter Entrüstung packte Goldmann die Cigarre und brachte sie in Sicherheit. Pierre ergrimmte, zog sein Messer und taumelte auf ihn los. Da kam er aber an den Rechten. Der Schmied entriß ihm die Waffe, faßte den fluchenden Vagabunden am Kragen und setzte den sich Sträubenden und greulich Fluchenden an die Luft. Sein Kamerad, der inzwischen erwacht war und ebenfalls zu raisonniren anfing, war ihm gefolgt, ehe er sich's versah.

Pierre ergrimmte, zog sein Messer und taumelte auf ihn los.

„Gottlob, daß die wüsten Bursche fort sind", sagte Marie, „namentlich der eine von ihnen hatte einen Blick, so unheimlich und verwegen, daß es einem or-

dentlich fürchten mußte. Wenn du erst gehört hättest, wie schamlos er sich äußerte, als Cecile heute Vormittag an ihm vorüber zum Brunnen schritt. Das Mädchen war ganz roth vor Entrüstung."

Mitternacht war vorüber. Ganz Burghausen lag in tiefster Ruhe. Da auf einmal flackte Feuer auf. Haus und Scheune Goldmanns, an allen vier Ecken angezündet, stand in hellen Flammen. An eine Rettung des Mobiliars und der Werthschriften war nicht mehr zu denken. Die Bewohner, im tiefsten Schlafe überrascht, mußten froh sein, ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Eine leere Petroleumkanne, die man in der Nähe der Brandstätte fand, erklärte, warum das Feuer mit so rasender Schnelligkeit um sich gegriffen hatte. Vater Goldmann erkannte das Blechgefäß als Eigenthum der beiden Landstreicher. Sie hatten aus Rache Feuer gelegt und waren dann entflohen. Die Polizei fahndete nach ihnen. Erfolglos. Sie hatten auf Schleicherwegen, bei Nacht sich im Walde verbergend, die Grenze zu erreichen gewußt.

So hatte Vater Goldmann seinem Sohne nach St. Malo geschrieben. Dieser rüstete sich sogleich zur Heimreise und begab sich auf den direktesten Zügen nach Hause, um den Seinen mit seinem Gelde und seiner Kraft beizustehen.

4. Kapitel. Die wiedergefundene Tochter.

Meister Goldmann hatte sich, bis ein neues Gebäude erstanden sein würde, in einer kleinen Wohnung bei einem seiner Freunde eingemiethet. Allgemein fühlte man Bedauern mit dem fleißigen Manne, der in so kurzer Zeit Hab und Gut verloren. Haus und Mobiliar waren zwar versichert gewesen; aber die verloren gegangenen Werthschriften konnten ihm nicht ersetzt werden. Eines Abends saßen Vater, Mutter und Cecile im Stübchen beim Schimmer der Lampe beisammen und redeten von den Plänen, die sie für Gestaltung der Zukunft gefaßt hatten.

„Ich muß Haus und Scheune bedeutend größer erstellen; das bürdet mir mit Beizug der hohen Arbeitslöhne eine schwere Last auf", sagte Vater Goldmann bekümmert.

Da kamen Tritte die Stiege herauf.

„Hans kommt!" rief Cecile mit freudig klopfendem Herzen. Schnell öffnete sie die Thüre. Unter derselben erschien eine kräftige hochgewachsene Gestalt. Es war Hans. Wie wohl ihm die Fremde bekommen war! Sein Schnurrbart, den er sich in Frankreich hatte wachsen lassen, das sagte sich Cecile im ersten Augenblick, stand ihm recht gut.

Herzlich war die Freude des Wiedersehens.

Bald saßen sie am Tische, und Hans vernahm nun aus dem Munde der Seinigen die nähern Verumständungen des Unglückes, das die Eltern getroffen. „Verlaßt euch auf mich, meinen treuen Sinn und meinen kräftigen Arm", sagte Hans. „Ich habe achthundert Franken baares Geld bei mir. Das wird für unsere täglichen Bedürfnisse während der Bauzeit ausreichen. Und was das Fortführen des Berufes betrifft, so habe ich mir in St. Malo so viel neue Kenntnisse in meinem Fache angeeignet, daß ich mich wahrhaft darnach sehne, sie in unserer Schmiede zu verwerthen. Gewiß wird bezüglich Hufschmiedarbeiten die Kundschaft noch einmal so groß werden als früher. Verlaßt Euch auf mich, Vater; wir wollen getreu zusammenwirken und nicht nachlassen, bis wir den erlittenen Verlust wieder eingebracht haben. Nicht wahr, Cecile, du wirst uns helfen?"

„Gewiß", erwiderte diese. „Ich will meinen Wohlthätern eine brave Tochter sein und bleiben."

In diesem Momente schien der Blick des jungen Mannes erstarren zu wollen. Er hatte das Medaillon bemerkt, das Cecile an einem goldenen Kettchen um den Hals trug. Ganz deutlich sah er den Aar, der hoch über dem See sich in den Lüften wiegte. Das war das Wappen, das er im Schlosse D'Auvignan gesehen und das ihm so viel Kopfzerbrechen verursacht hatte.

„Cecile, ich beschwöre dich, von wem hast du das Medaillon?" fragte er mit hastiger Stimme.

„Du weißt es ja schon, Hans; ich trug es, als deine Eltern mich aufnahmen. Unzweifelhaft stammt es von meinen Eltern."

„Cecile, wir nannten dich scherzhafter Weise die Jungfrau von Orleans. Ich weiß nun, wer deine Eltern sind. Du bist Cecile D'Auvignan. Deine Eltern wohnen in einem hübschen Schlosse bei St. Malo, wo ich gearbeitet."

Die Drei saßen wie versteinert. Dann machte sich ihre Verwunderung in lauten Ausrufen Luft.

„Hans, wie kommst du dazu, das mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen?" fragte Vater Goldmann.

Hans erzählte nun einläßlich, was ihm sein Nebengeselle von Herrn D'Auvignan mitgetheilt und wie er selbst das Wappen, das in das Medaillon Ceciles eingravirt war, öfters im Schlosse zu St. Malo gesehen. Irrthum konnte hier nicht obwalten.

„Cecile, nun werden wir dich verlieren?" fragte die Mutter bekümmert und fing an zu schluchzen.

„Ich habe durch diese Erklärung meine Braut verloren. Eine Grafentochter ist keine Parthie für einen Schmied", sagte Hans und blickte Cecile halb ängstlich, halb zuversichtlich in die Augen.

Cecile hatte sich erhoben, reichte Hans die Hand und sprach fest und bestimmt: „Hans, ich werde deine

Frau, und ihr, ihr seid meine Eltern. Ihr habt mich auferzogen, ihr habt von Jugend auf für mich gesorgt. Ich bleibe bei euch."

„Gottlob", riefen die Drei.

„Aber Cecile, höre, du darfst deinen leiblichen Eltern in Frankreich, die dich noch immer als verloren beweinen, die Freude des Wiedersehens nicht entziehen", sprach Vater Goldmann. „Du hast gehört, wie unglücklich sich dein Vater trotz seines Reichthums fühlt, weil du ihm entrissen worden."

„Ich will es thun, Vater", sagte Cecile. „Ich will mit meinem Hans nach St. Malo reisen, will auch dort die Eltern um ihren Segen zu unserer Verehelichung bitten, will ihnen erzählen, wie lieb und gut ihr Alle mit mir gewesen seid. Sie sollen euch kennen lernen, die ihr ein armes, verlassenes Kind so gutherzig aufgenommen."

„Werden sie aber mit der Wahl deines Gatten einverstanden sein?" fragte Hans.

„Mag kommen was da will, ich bleibe bei dir. An meinen Eltern in Frankreich ist es nun, an euch Dankbarkeit zu üben. Sie sollen euch Haus und Scheune aus ihrem Gelde wieder aufbauen und in euch Allen meine Retter sehen."

Drei Tage hernach näherten sich Hans und Cecile dem Schlosse D'Auvignan bei St. Malo. Herr D'Auvignan befand sich eben im Hofe, als die Beiden eintraten. Er erkannte Hans sogleich und rief ihm ein kurzes, aber freundliches Willkommen zu.

„Herr D'Auvignan, ich habe an Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin eine Bitte, die sowohl mich als meine Braut betrifft, die ich Ihnen hiemit vorstelle."

Cecile, die etwas im Hintergrund geblieben war und den Mann, der ihr Vater sein sollte, mit forschenden Blicken betrachtete, trat vor und verneigte sich gegen Herrn D'Auvignan. Dieser führte den jungen Schweizer und seine Braut hinein in's Schloß in ein großes Zimmer, das als Wohnzimmer zu dienen schien. Dann entfernte er sich, um seine Gemahlin herbeizuholen.

Cecile befand sich in einer recht sonderbaren Stimmung. Frühere, längst begrabene Erinnerungen stiegen vor ihrem Geiste empor. Alles, was sie hier sah, war ihr neu und kam ihr doch so bekannt vor. Den Mann, Herrn D'Auvignan, hatte sie schon gesehen; freilich war er damals noch nicht so grau von Haar gewesen. Dort auf dem Gemälde sah sie ihn in der Uniform eines französischen Offiziers. Wie Schuppen fiel es von ihren Augen. Ja ja, das war Papa, und die freundliche Erscheinung an seiner Seite mit dem lieben, sanften Lächeln, das war Mama, die sich über ihre Wiege gebeugt, wenn sie sich Abends dort im Nebenzimmer zur Ruhe legte. Diese Gedanken beschäftigten sie so mächtig, daß eine fast fieberhafte Röthe auf ihre Wangen trat.

„Ich erkenne mich, Hans", sagte sie, „es ist das Haus meiner Eltern, in dem ich mich befinde."

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Portiere, die in das Nebenzimmer führte, und Herr D'Auvignan erschien an der Seite einer ehrwürdigen Dame im Alter von etwa fünfzig Jahren. Cecile konnte sich kaum zurückhalten, auf Mama zuzueilen und sich ihr zu erkennen zu geben.

Hans hielt sie zurück. Er trat einen Schritt vor und mit den Worten: „Kennen Sie dieses Medaillon?" zeigte er Herrn und Frau D'Auvignan den Schmuckgegenstand, den Cecile von Orleans um den Hals getragen, da sie als vierjähriges Kind nach der Schweiz gekommen war.

Frau D'Auvignan ergriff das Medaillon, warf einen raschen Blick darauf und zeigte es dann ihrem Gemahl.

„Um Gottes Willen, das ist das Medaillon, das unsere kleine Cecile an dem Tage getragen, da sie uns während eines Volksauflaufes in Orleans, wohin ich mich zu einem Besuche zu meinem Gatten in's Lager begab, entrissen wurde", so sagte Frau D'Auvignan, und ihre Hände zitterten vor Aufregung.

„Da steht ein C. und das da ist unser Wappen", sagte der Herr des Schlosses.

„Herr D'Auvignan, ich weiß Ihnen Nachrichten über Ihr Kind", sprach Hans.

„Es lebt?" fragte die Mutter.

„Gewiß."

Frau D'Auvignan warf einen fragenden Blick auf Cecile. Ein Moment, und sie schloß ihr lange verlorenes Kind in die Arme.

Die Jungfrau von Orleans hatte endlich ihre rechten Eltern gefunden.

Cecile, wie um zu beweisen, wie gut sie hier orientirt sei, trat zum Schranke in der Ecke, öffnete ein Fach, das nur der erschließen konnte, der damit bekannt war und zeigte die Spielsachen, mit denen sie sich beschäftigt, am Tage bevor sie mit der Mutter nach Orleans gereist war.

„Unsere Tochter, unsere Tochter!" jubelten Herr und Frau D'Auvignan.

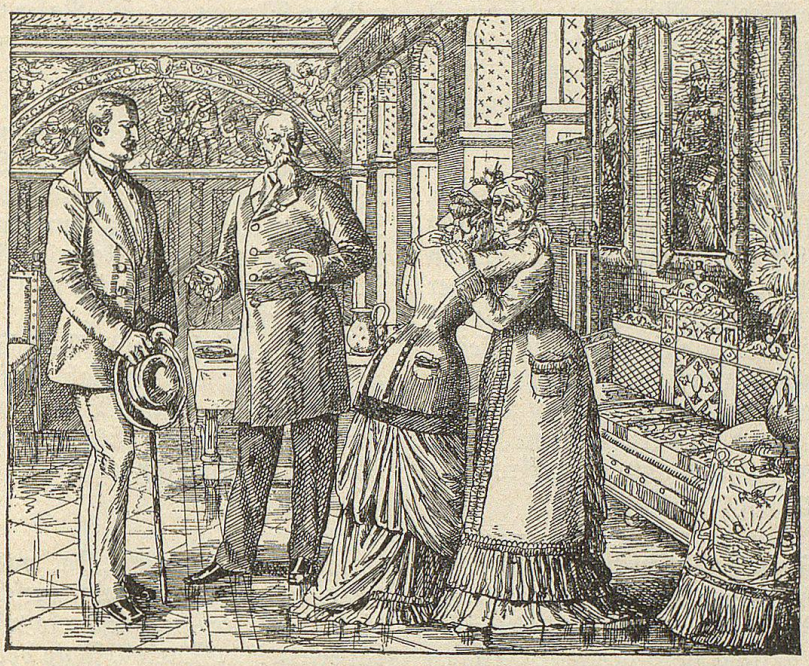
Hans erzählte dann, wie seine Eltern zu dem Mädchen gekommen, und Cecile fuhr dann fort, zu schildern, wie die Eltern dieses Mannes, mit dem sie sich verlobt, ihr bis zu dieser Stunde Vater und Mutter gewesen, ihr, dem armen, verlassenen Kinde Cecile von Orleans.

Vater und Mutter segneten den Bund, den Cecile und Hans mit einander geschlossen. Reich beschenkt

kehrten sie in die Schweiz zurück. Fröhlich schaute nun auch Vater Goldmann wieder in die Zukunft; denn Hans verband mit der Schmiede eine große Eisenhandlung, die einen reichen Gewinn abzuwerfen versprach. — Dem Armengute von Burghausen wurde von Herrn D'Auvignan eine namhafte Summe geschenkt.

Bevor sie jedoch die Heimreise antraten, auf der sie von Herrn und Frau D'Auvignan begleitet wurden, welche den guten Leuten selber danken wollten, die ihr Kind mit so viel Liebe und Aufopferung großgezogen, fiel noch ein Zwischenfall vor, den wir nicht unerwähnt lassen dürfen.

Gemüthlich saßen eines Abends Mutter, Tochter und Sohn in dem Wohnzimmer beisammen. Eben erzählte Hans, wie ihn sein Nebengeselle zu St. Malo zuerst auf die Geschichte der Bewohner des Schlosses D'Auvignan aufmerksam gemacht. Herr D'Auvignan war für einen Tag verreist, um einem seiner Freunde persönlich zu berichten, wie er zum ersten Male nun seit vielen Jahren wieder einmal recht glücklich sei.



Ein Moment, und sie schloß ihr lange verlorenes Kind in die Arme.

Frau D'Auvignan zündete die Lampe an, die einen heimeligen Schein über das Zimmer und dessen schöne, behagliche Einrichtung ausgoß. Da öffnete sich die Thüre und ein Mann schlich sich herein. Höhnisches Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Pierre!" seufzte die Mutter, indem sie erbleichte. „Was willst du hier? Wenn dich der Vater trifft!"

„Nun, der ist weit von hier, ich muß mir mein wiedergefundenes Schwesterchen doch auch einmal ansehen, das so unerwartet aufgetaucht ist, um mir mein Erbe zu schmälern und um unsern alten Adel zu schänden, sich mit einem Schmiedegesellen aus der Schweiz verehelichen will, wie allgemein die Kunde geht. Schöne Verwandtschaft das!"

Frau D'Auvignan trat ihrem Sohne, der ihr schon so viel Herzeleid bereitet, würdevoll entgegen und sagte mit eisiger Stimme: „Hinaus, Pierre, störe nicht unser Glück!"

Dieser kehrte sich nicht an die Worte seiner Mutter, sondern trat zum Tische und sagte mit zornfunkelnden Augen: „Ich als männlicher Stamm der alten Linie D'Auvignan protestire gegen eine Befleckung unseres Wappens durch die Verehelichung Ceciles mit einem hergelaufenen Burschen."

„Schweige und entferne dich!" sprach Frau D'Auvignan. Ihr Ton hatte schon an Bestimmtheit verloren. Sie fürchtete ihren Sohn.

Hans wollte vortreten; Cecile aber hielt ihn zurück. Sie hatte ihren Bruder angesehen und erkannt. Gerechte Entrüstung wallte in ihr auf. Sie that einen Schritt vorwärts und rief mit gellender Stimme:

„Brandstifter, entferne dich!"

Alle erbleichten.

„Gott", fuhr diese fort, „muß der Elende, der unsere Schmiede in Burghausen in Brand gesteckt, muß dieser Elende mein Bruder sein!"

Auch Pierre war erbleicht.

Einen Augenblick schien Cecile zusammenbrechen zu wollen, dann aber faßte sie sich, ging auf Pierre zu und sagte: „Ich erkenne dich, Verruchter, du hast mit deinem Compagnon, nachdem du meinen Pflegevater mit dem Messer bedroht, unser blühendes Heimwesen in Asche gelegt, hast meine größten Wohlthäter in Noth und Armuth gestürzt. Leugne, wenn du kannst!"

Der Eindringling, erschrocken ob ihrer drohenden Stimme und getrieben von seinem bösen Gewissen, eilte hinaus in die Nacht. Am andern Morgen bestieg er einen Dampfer, der ihn von St. Malo aus nach Australien bringen sollte. Pierre D'Auvignan ist seitdem verschollen.

„Ich habe keinen Sohn mehr!" schluchzte die Mutter.

„Doch", versetzte Cecile und führte Hans in ihre Arme.

Wenige Wochen nachher herrschte in Burghausen Festesfreude. Hans Goldmann feierte seine Hochzeit mit der Jungfrau von Orleans, Cecile D'Auvignan. War das ein Jubel in der ganzen Stadt!

Im Saale zum Adler saß die ganze Gesellschaft an reich besetzter Tafel. Hans richtete seine Blicke hie und da nach der Thüre und sah dann wieder nach der Uhr. Ein frohes Lächeln umspielte seinen Mund, als drei fremde Personen in den Saal traten. Er sprang auf und eilte auf dieselben zu. Alles schaute neugierig auf.

Hans stellte die Fremden der Gesellschaft vor: „Hier, Herr Camille Rouget von Beauvais, nach dem großen Kriege hier in Burghausen liebevoll aufgenommen bei Herrn Ehrsam zum goldenen Regenbogen. Da, meine Freunde Fritz und Jakob, begrüßt euern alten Freund!" Die Gerufenen, als Hochzeitsgäste anwesend, erhoben sich und schüttelten ihrem Jugendgespielen kräftig die Hand.

„Hier Herr François Devillier! He, Apotheker, erkennen Sie Ihr kleines Knirpschen von ehemals noch?" Der Apotheker legte verwundert seinen Löffel hin und sagte lachend: „Ja, ja, das ist der François, nun, was man nicht alles erleben kann! Nun setzest du dich aber gleich an meine Seite! Größer bist du nicht geworden, wohl aber dicker!"

„Die gute Verpflegung, die ich vor zwanzig Jahren bei Ihnen genoß, hat einen guten Boden für mein Wohlbefinden gelegt", antwortete François und setzte sich neben seinen Wohlthäter.

„Diese Beiden", erklärte Hans, „haben mich nach St. Malo gewiesen. Ich hielt es für meine Pflicht, sie zu meiner Hochzeitsfeier einzuladen."

„Hier, Cecile, ist Marguerite Bidage, die sich in Orleans so mütterlich deiner angenommen. Durch Camille Rouget erfuhr ich ihren Aufenthaltsort."

Die Beiden eilten auf einander zu und umarmten sich.

Wahrlich, eine solche Hochzeitsfeier hatte man in Burghausen noch nie gesehen, so sagte man allgemein. Und als Herr Stadtammann Tuchroller, den die kleinen Emigranten von ehemals noch gut im Gedächtnisse behalten hatten, seinen Trinkspruch mit den Worten schloß: „Vater Goldmann, ich habe euch an jenem denkwürdigen Abende das arme, verlassene Kind mit dem Zuspruche übergeben: Nehmt es hin und erzieht es zu einer wackern Jungfrau von Orleans. Ihr habt gethan, was ich euch auftrug. Das Kind hat Glück und Segen in euer Haus gebracht", als er so redete und dann rief: „Die Jungfrau von Orleans, nun Frau Goldmann, und ihr wackerer junger Gemahl, sie leben hoch!" da stimmte mit Freudenthränen in den Augen die ganze Gesellschaft mit ein.

Damit schließt meine Geschichte von den Franzosenkindern, die im Jahre 1871 in der kleinen schweizerischen Stadt Burghausen so freundliche Aufnahme fanden. Es lag ein Segen auf dem Wohlthun. Möge sich jeder Leser die Nutzanwendung selber machen!

Eine soziale Geschichte.

Kommt da ein hungerndes Appenzeller Bäuerlein jüngst zu seinem Zinsherrn. Er speist mit seiner Familie gerade zu Mittag, und der guten Sachen gab es viel. Herablassend weist unser Zinsherr dem Bäuerlein einen Platz im Hintergrund des Zimmers an, damit es warte, bis er mit dem Essen fertig ist. Unser Bäuerlein setzt sich, blickt bald auf den Boden, bald auf die Decke, rutscht unruhig auf dem Stuhl hin und her und kratzt sich in den Haaren. „Mann, was fehlt Euch?" fragt der Zinsherr und nimmt einen Schluck guten Weines aus dem Kristallglas. Das Bäuerlein ächzt und gruchzt; heraus mit der Sprache will es nicht. „Aber Mann, so redet doch, sagt was Euch drückt", sagt der Zinsherr und steckt sich mitleidvoll ein Stück Braten in den Mund. Endlich faßt sich das Bäuerlein ein Herz und sagt: „Ja seht Herr, da ist mir eine böse Geschichte passirt. Gestern Nacht hat mein Schwein 13 Ferkel geworfen, nun hat es aber nur 12 Zapfen, es kann also nur 12 Junge stillen." — „Ja", sagt der Zinsherr, „das ist wirklich eine böse Geschichte; was will nun das arme Dreizehnte machen?" „Ja, was wird es machen", antwortete das Bäuerlein, „zuschauen muß es, wenn die andern fressen, gerade so wie ein — Schuldenbäuerlein!" „Marie", sagte der Zinsherr leise erröthend, „gebt dem Mann — zu Mittag."

Sonderbar.

Frau A.: „Aber mein Gott, Ihre Kinder machen ja alle so traurige Gesichter?"

Frau B.: „Mir ist dies selbst räthselhaft. Ich schlage sie doch jeden Tag, damit sie freundliche Gesichter machen sollen."

Ein richtiger Seeländer.

Letzthin fiel in einem seeländischen Dorfe ein Arbeiter vom Kirchthurmdach. Zum Glück war bald ein Samariter zur Stelle; der hob dem Abgestürzten sanft den Kopf und rief zu den Umstehenden: „Wasser, schnell ein Glas Wasser!" Da öffnete der Verunglückte mühsam die Augen und stöhnte: „Wie heech mueß me hie afe abegheie, fir es Glas Neie z'ibercho?"